

LAUREN K. DENTON
Sweet Bay
Das Versprechen einer großen Liebe



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Nach dem Tod ihrer Großmutter kehrt Sara Jenkins zurück in das Haus, in dem sie aufgewachsen ist: *The Hideaway*, ein mittlerweile in die Jahre gekommenes Bed and Breakfast in Sweet Bay, Alabama. Sara hat zwiespältige Erinnerungen an ihre Kindheit in Sweet Bay. Einerseits liebte sie ihre Großmutter Mags, die Sara nach dem Unfalltod ihrer Eltern großgezogen hatte, über alles. Andererseits war ihr ihre unkonventionelle Großmutter auch manchmal peinlich. Inzwischen hat sich Sara längst ein Leben in New Orleans aufgebaut, wo sie einen Antiquitätenladen betreibt. Eigentlich will sie nur zur Beerdigung und Testamentseröffnung nach Sweet Bay, doch dann erfährt sie, dass Mags ihr das Hideaway hinterlassen und mit dessen Renovierung beauftragt hat. Bei dieser Arbeit entdeckt Sara zwischen Gips, Mörtel, Staub und Kindheitserinnerungen eine alte Schatulle, die alles verändert. Denn sie enthält Hinweise auf das Leben ihrer Großmutter als junger Frau – und auf eine große tragische Liebesgeschichte, die Sara nun Schritt für Schritt enthüllt. Mit dramatischen Konsequenzen ...

Autorin

Lauren K. Denton ist in Mobile, Alabama, geboren und aufgewachsen. Schon als Kind liebte sie Bücher, sodass es vielleicht kein Wunder ist, dass sie selbst Schriftstellerin wurde. Neben Romanen verfasst sie monatliche Zeitungskolumnen über Fragen des Alltags und ihr Leben als Mutter. »Sweet Bay«, ein Bestseller in den USA, ist ihr erstes auf Deutsch veröffentlichtes Buch. Lauren Denton lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in der Nähe von Birmingham, Alabama.

Mehr zur Autorin und ihren Romanen finden Sie unter
<https://laurenkdenton.com>

Lauren K. Denton

Sweet Bay
Das Versprechen
einer großen Liebe

Roman

Aus dem Englischen
von Heidi Lichtblau

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»The Hideaway« bei Thomas Nelson, Nashville, Tennessee.

Thomas Nelson is a registered trademark
of HarperCollins Christian Publishing, Inc.

Published by Arrangement with The Zondervan Corporation L.L.C.,
a subsidiary of HarperCollins Christian Publishing, Inc.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2020

Copyright © der Originalausgabe 2017 by Lauren K. Denton

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Ann Hutes/Arcangel Images

David Papazian/Photographer's Choice RF/Getty Images

Redaktion: Annika Krummacher

AB · Herstellung: ik

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-49025-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Dieses Buch widme ich voller
Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung
meinen Eltern, Randy und Kaye Koffler

1



MAGS

März

Bei Sonnenuntergängen in Sweet Bay werde ich unweigerlich wieder zum Kind, was an der unendlichen Weite des Wassers liegen dürfte. Immer glaube ich, in letzter Sekunde müsse etwas daraus emporsteigen – etwas Riesiges, Unerwartetes. Doch ein Abend verläuft wie der andere: Nach einem Rausch der Farben geht die Sonne unter, und die Dämmerung breitet sich aus, wie eine alte Freundin, die es sich schön gemütlich macht.

Als ich mich vorhin vom Haus in den Garten aufmachte, stand Dot gerade vor dem Mikrowellengerät und wartete auf ihr Popcorn, während Bert mit sanfter Gründlichkeit seine gusseiserne Pfanne schrubbte. Alles wie immer also. Das Dinner war nett gewesen – gutes Essen, angeregte Unterhaltung –, doch alle wissen, dass es mich danach in den Garten zieht. Längst fragt keiner mehr, ob ich mich einer ihrer abendlichen Beschäftigungen anschließen möchte – mir einen Film mitansehe, mit jemandem ein Puzzle zusammensetze oder mit Glory Stoffquadrate für ihre Quilts auslege.

Nein, der spätere Abend gehört allein mir und meinen Erinnerungen.

Ich sitze hier auf meiner alten Bank, von Händen gefertigt, die einst meine hielten. Eigentlich ist sie gar nichts Besonderes, sie besteht aus ein paar Zedernholzbrettern, von denen schon die Farbe abblättert, und doch ist sie mir eine Freundin, eine Gefährtin – schon fast die ganze Zeit, die ich hier wohne. Ich schließe die Augen und atme tief ein, und aus alter Gewohnheit greife ich mit den Fingern um die Holzkante der Bank. So vieles ist geschehen. Manchmal schmerzt es, daran zu denken. An anderen Abenden, wie diesem hier, schwelge ich regelrecht in meinen Erinnerungen.

Neben mir liegt die neueste Ausgabe der *Southern Living*, die heute frisch mit der Post eingetroffen ist. Auf Seite 50 des Lifestyle-Magazins werden Sara und ihr Shop vorgestellt. Ich habe immer ein Foto von ihr dabei, damit ich mir einbilden kann, sie säße neben mir. Gerade möchte ich die Zeitschrift aufschlagen, da verspüre ich wieder diesen Schmerz in der Brust. Ein Engegefühl, als würde mein Herz von einer Faust zusammengedrückt, gefolgt von einem Flattern. Dann ist es wieder weg.

Ich beuge mich hinunter und ziehe mir die Schuhe aus, damit ich unter meinen Zehen die Erde spüren kann. Gleich geht es mir besser. Diese dämlichen weißen orthopädischen Schuhe hat mir meine Ärztin empfohlen, dabei wären mir meine alten Gummistiefel viel lieber. Meine Güte, wie habe ich diese Dinger geliebt! Sie waren praktisch und haben wirklich etwas mitgemacht. Die Watthose und meine Hüte genauso. In einem schicken Kleid und wackeligen Stöckelschu-

hen kann man nun mal keinen Bootsmotor reparieren oder einen Ölwechsel an einem Pick-up vornehmen.

Meiner Tochter Jenny schien meine Aufmachung nie etwas auszumachen – unser unkonventionelles Leben gefiel ihr –, während Sara mich manchmal ansah, als würde sie überlegen, wie in aller Welt sich ihre Großmutter so eigenartig hatte entwickeln können, ganz zu schweigen von der Verwandlung des ehemals so prächtigen Hauses.

Bisweilen frage ich mich, ob ich mich nicht einfach mal mit Sara zusammensetzen und ihr meine Geschichte erzählen sollte. Als sie zu mir ins Haus zog, ins Hideaway, befand sie sich schon an jenem empfindlichen Punkt im Leben eines jeden Mädchens, wo nichts über die Meinung der Freundinnen geht, und mir war klar, dass meine Existenz in ihrem Leben nicht unbedingt dazu beitrug, auf der Beliebtheitsskala weiter nach oben zu klettern. Doch hoffte ich immer, ich könnte sie irgendwie dazu bringen, das Hideaway und mich in einem anderen Licht zu sehen.

Ehrlich gesagt glaube ich, dass sie gerade deshalb eine so starke Frau ist, weil ich so geworden bin wie jetzt. Hätte ich mir von meinen Eltern weiter ihren Willen aufzwingen lassen und mich um die Meinung anderer geschert, wäre ich immer nur der müde Abklatsch einer richtigen Frau geblieben. Und ich finde, meine Auflehnung gegen die Normen hat Sara mitgeprägt – auch wenn ihr das nicht bewusst ist.

Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen. Sie ist kein launischer Teenager mehr, sondern eine gestandene Frau. Und eine kluge dazu. Es wäre gar nicht schlecht, wenn sie meine Geschichte kennen und wissen würde,

wie ich mich von einer stillen zu einer mutigen, von einer schwachen zu einer starken Frau entwickelt habe. Ich setze mich mit ihr hin und erzähle ihr alles. Ja, das werde ich tun. Bald einmal.

2



SARA

April

Ich liebe den Geruch von New Orleans am Morgen. Kritische Stimmen behaupten ja, die Stadt würde nach dem Abfall des Vorabends und den unangenehmen Ausdünstungen aus den Kanalschächten riechen, doch ich weiß es besser. Es ist der Fischgeruch direkt aus dem Golf – und der stinkt nicht, sondern riecht herrlich salzig und frisch. Es ist das Aroma von frisch gebackenem Baguette, das aus der Frenchman Street durch das French Quarter zieht. Es ist der Puderzuckerduft, der vom Café du Monde herüberweht. Klar, ein Hauch von Bier, Rauch und der ganzen Sündhaftigkeit der Bourbon Street schwingt mit, aber insgesamt ist der Duft einfach berauschend.

Um Viertel nach neun verließ ich mein Loft und atmete tief die frische Luft ein. Es war April, was in New Orleans alles von vier bis siebenundzwanzig Grad bedeuten kann, je nach Lust und Laune der Götter und der Windverhältnisse. Dieser Tag hatte kühl und sonnig begonnen.

Anstatt in meinen Audi zu steigen, marschierte ich

zur Canal Street, wo die Haltestelle des Busses lag, der mich zu meinem Laden in der Magazine Street bringen würde. Mit Keilschuhen war das gar nicht so ohne, aber Allyn redete mir immer zu, ich solle mal aus meiner Routine ausbrechen und »etwas Unerwartetes« tun. Ich lächelte. Er wäre stolz auf mich gewesen, dass ich auf den Zeitaufwand – und meine schmerzenden Füße – pfiff und den Morgen genoss. Wen störte es schon, wenn ich meinen Shop erst etwas später öffnete? In dieser Stadt machten Läden aus dem einen oder anderen Grund grundsätzlich spät auf oder schon früh zu. Ich machte das zwar ungern, hatte mich inzwischen aber an den Way of Life in New Orleans gewöhnt.

»Hey, hübsche Lady!«, rief eine Männerstimme aus den schattigen Tiefen des Schmuckgeschäfts Three Georges Jewelers. Dieser von den drei Georges versuchte immer, ahnungslosen Touristen Juwelenimitationen und anderen unechten Kram anzudrehen. Zwar fiel ich nie auf seine Werbesprüche herein, seinem Charme konnte ich trotzdem nicht widerstehen.

»Hallo, George, hast du vor, wieder jemandem seine schwer verdienten Dollars abzuluchsen?«

»Den ganzen Tag lang, meine Liebe. Eines schönen Tages wird auch an deinem Finger eine meiner Schönheiten funkeln. Schick deine Verehrer zu mir, und sie verlassen den Laden mit dem perfekten Schmuckstück für dich.«

»Das glaube ich gern. Fehlen nur noch die Verehrer.«

»Was, einer hübschen Lady wie dir? Ich fass es nicht!«

Er bezeichnete jede Frau als hübsche Lady. Und sogar ein paar Männer.

Ich setzte meinen Weg durchs Quarter bis zur Bushaltestelle fort. Dabei begegnete ich nur gut gelaunten Leuten, und mir wurde wieder einmal klar, warum ich mich in New Orleans verliebt hatte.



Gerade als ich meinen Laden, das Bits and Pieces, aufsperrn wollte, kam Allyn auf seiner Harley angerattert.

»Na, du hast dich ja verspätet!« Elegant stieg er von der Maschine. »Etwa die Nacht durchgemacht wie ich?« Seine Hollywood-Starlet-Sonnenbrille verdeckte sein halbes Gesicht. Heute war sein Haar orangefarben.

»Nein, habe ich nicht, vielen Dank. Und witzig, dass ausgerechnet du das sagst – du bist doch selbst spät dran.«

»Ich käme ja gar nicht rein, wenn ich immer pünktlich wäre«, konterte er.

Ich schob die Tür auf, und sofort umwehte uns der angenehme Duft von Gardenien. Wir führten eine Produktlinie handgegossener Sojawachskerzen, die alle ähnlich gut rochen. Leicht, aber nicht penetrant. Ich hatte das Bits and Pieces so eingerichtet, dass es die Kunden zum Verweilen einlud. Im rückwärtigen Teil hatten wir sogar eine Kapselmaschine von Keurig stehen, an der Kasse eine Schale mit Pralinen.

Ich liebte alles, was ich in dieses alte Shotgun House gesteckt hatte – von restaurierten Möbelstücken über altes Silber bis hin zu Vintage-Leinenkissen, die mit den für New Orleans so berühmten Lilienblüten bestickt waren, den Fleur-de-Lis. Vieles davon hatte ich auf Antikmärkten und bei Haushaltsauflösungen auf-

gestöbert. Manches sogar auf Garagenflohmärkten. Wobei ich nicht auf bestimmte Gegenstände festgelegt war – weshalb mein Shop ja auch Bits and Pieces hieß. Ein bisschen was von allem.

Beschwingt durch Sonnenschein und frische Frühlingsluft, öffnete ich die Ladentüren – unser Tag konnte beginnen. Ich legte Musik von Madeleine Peyroux auf, und Allyn ging in einen Nebenraum, um weiter an einer Assemblage im Gothic-Stil zu werkeln. Nachdem er mir ewig in den Ohren gelegen hatte, ich sollte den vielen Anne-Rice-Lesern und Voodoo-Fans einen Gefallen tun und ein bisschen Southern-Gothic-Flair im Laden zulassen, ließ ich ihm in dieser Hinsicht weitgehend freie Hand.

Eigentlich war in New Orleans an Gesellschaftsschichten so ziemlich alles vertreten, weshalb ich das alles ein bisschen entspannter sehen konnte. Bei Voodoopuppen hörte für mich der Spaß allerdings auf. Und so verteilte Allyn stattdessen im ganzen Laden kleine weiße Totenköpfe aus Porzellan, die tatsächlich auch immer wieder mal als unkonventionelles Geschenk gekauft wurden.

Der Tag verlief wie jeder andere auch. Unter der Woche schauten zumeist Einheimische herein. Die Wochenenden dagegen gehörten den Touristen. Ein paar Stammkundinnen hatten mich zur Umgestaltung ihrer Häuser angeheuert, und eine davon kam vorbei, um mir Fotos von Anrichten zu zeigen, nach denen ich bei meiner nächsten Stöberaktion Ausschau halten sollte. Eine Kunststudentin brachte eine Auswahl gerahmter Fotografien vorbei, die ich ausstellen sollte. Allyn holte uns Sandwiches bei Guy's Po-Boys.

Kurz vor Ladenschluss zog sich Allyn in den hinteren Bereich des Ladens zurück und hörte den Anrufbeantworter ab. Nach einer Weile rief er mir zu:

»Ein Anwalt hat auf den AB gesprochen. Es geht um eine Mrs Van Buren. Du sollst bitte baldmöglichst zurückrufen.«

Es war schon über eine Woche her, dass ich zuletzt mit Mags gesprochen hatte. Normalerweise telefonierten wir jeden Sonntagnachmittag, doch das letzte Gespräch hatte ich wegen eines Wasserschadens in unserem Geschäft verpasst. Statt den neuesten Sweet-Bay-Tratsch zu hören, hatte ich mich den ganzen Tag mit Eimern, vollgesogenen Handtüchern und einem schlecht gelaunten Installateur herumgeschlagen. Bis ich wieder zu Hause war und geduscht hatte, war es für einen Anruf zu spät. Am nächsten Morgen hatte sie mir eine Nachricht auf meinem Handy hinterlassen, aber ich hatte sie noch nicht zurückgerufen.

Da ich gerade einen Kunden bediente, der es eilig zu haben schien, schüttelte ich den Kopf. »Dazu komme ich erst später, Allyn.«

»Alles klar, Boss.«

Während der Kunde im Laden herumging und über seinen Kauf nachdachte, kämpfte ich gegen den eigenartigen Drang an, in meinen Wagen zu springen und nach Sweet Bay zu Mags zu fahren. Natürlich konnte ich hier nicht einfach alles stehen und liegen lassen, dennoch hatte ich einen überraschend starken Wunsch, ihre Stimme zu hören.



Nachdem ich einen Esstisch von circa 1869 verkauft und geholfen hatte, ihn auf die Ladefläche eines Pick-ups zu verfrachten, machten wir den Laden dicht. Mein einziger Gedanke war, dass ich den Anwalt anrufen musste. Ob sich Mags mit jemandem aus dem Ort in die Haare gekriegt hatte? Bei der Vorstellung musste ich lächeln. Zuzutrauen wäre es ihr gewesen, aber hätte sie mir das nicht selbst erzählen wollen? Zumindest aber hätte mich Dot anrufen können, um mich ins Bild zu setzen. Warum sollte ein Rechtsanwalt wegen so etwas Belanglosem zum Hörer greifen?

Allyn und ich machten Kassensturz, rückten Möbelstücke zurecht und räumten für den nächsten Tag auf. Oft ging ich erst viel später, doch diesmal verließ ich mit ihm um sieben den Shop.

»Soll ich dich schnell heimfahren?«, fragte Allyn in der Einfahrt. »Ich habe einen zweiten Helm dabei.«

»Danke, aber ich denke, ich lasse mir für den Heimweg Zeit. Ich muss doch noch diesen Anwalt zurückrufen.«

»Stimmt. Worum geht's eigentlich?«

»Um Mags. Van Buren ist ihr Nachname.«

»Ah, Mags aus Sweet Bay, Alabama.« Allyn versuchte sich an einem übertriebenen Südstaatenakzent. »Ein beeindruckender Name für deine exzentrische kleine Grandma.« Einen Augenblick schwieg er. »Normalerweise rufen Anwälte nicht mit guten Nachrichten an, Boss.« Er setzte sich seinen Helm auf.

»Das ist mir auch schon durch den Kopf gegangen.«

»Hat sie irgendwas erwähnt, als du letzten Sonntag mit ihr telefoniert hast?«

»Da konnte ich nicht mit ihr telefonieren, weil ich mit Butch wegen dem undichten Dach im Shop zugegangen war, schon vergessen?« Ich kniff ihn in den Ellbogen, und er kniff zurück. »Mir ist immer noch schleierhaft, warum du nicht öfter nach Sweet Bay fährst. Und wieso du sie nicht mal zu dir herholst? Ich mache einen mördermäßigen White Russian. Solche Cocktails mögen alte Leute doch?«

Ich lachte. »Keine Ahnung, ob sie White Russians mag. Und ich besuche sie ja. Ich hab dir doch von meinem letzten Weihnachtstrip erzählt, als Bert beinahe den Baum abgefackelt hätte, weil er ihn dekorieren wollte, während die Kerzen schon brannten. Mags musste mit dem Feuerlöscher anrücken. Das totale Chaos, wie üblich. Mit unseren sonntäglichen Telefonaten läuft's prima.«

»Für dich vielleicht schon. Aber ich wette, Mags würde dich gern öfter zu sehen bekommen. Wer würde das nicht?« Er tätschelte meine Wange und schwang ein Bein über den Sitz seiner Maschine. »Das ist ja schließlich keine Weltreise dorthin.«

Im Grunde hatte er recht. Ich hatte Mags und meine kleine Heimatstadt verlassen und mein Glück in New Orleans gesucht, aber sie war das Einzige an Familie, was ich noch hatte – eigentlich sollte ich mich mehr um sie kümmern.

»Okay, okay, bin ja schon still. Dann erledige mal deinen Anruf. Bis morgen!« Allyn hob seinen Helm, um mich auf die Wange zu küssen, ließ den Motor ein paar mal aufheulen und brettete davon.

Anstatt den Weg zum Bus einzuschlagen, der mich zurück zur Canal Street bringen würde, bog ich nach

links in die Napoleon Ave ein und ging in Richtung St. Charles Ave. Unterwegs zog ich mein Handy heraus und öffnete meine Nachrichten-App. Fünf oder sechs unbeantwortete Anrufe wurden angezeigt, einschließlich Mags'. In ihrer Nachricht hatte sie sich über nichts Bestimmtes ausgelassen, weshalb ich mir wegen des langwierigen Dachproblems auch nicht die Zeit genommen hatte, sie zurückzurufen. Ich berührte ihren Namen auf dem Display, und der Klang ihrer Stimme erfüllte die Luft um mich herum.

Nun, da ich sie mir zum zweiten Mal anhörte, kam mir Mags' Stimme anders vor als sonst. Vielleicht hatte ich es beim letzten Mal nicht bemerkt, weil mir der Kopf wegen des Wasserschadens gerade ganz woanders stand, aber sie klang nicht so fröhlich wie sonst. Gleich nachdem sie mir von den Fledermäusen im Kamin des Hideaway und von den Eichhörnchen erzählt hatte, die ihre Geranien entwurzelt hatten, hielt sie seufzend inne.

»Ich weiß, es ist kein Feiertag, Liebes, es steht ja nicht mal einer an, aber ich würde dich so gern sehen. Manchmal ist der Anblick deines Gesichts alles ... nun ja.« Ein Räuspern war zu hören, dann ein leises Lachen. *»Du hast viel zu tun, ich weiß. Ich plane ja keine größeren Reisen, du kannst also kommen, wann immer du magst. Aber du brauchst nicht meinetwegen deine Pläne zu ändern.«*

Ihre Nachricht endete, gerade als ich die Handvoll anderer Leute erreichte, die auf der St. Charles Ave auf die Straßenbahn warteten. Ich setzte mich abseits von ihnen auf eine Bank und spielte mit meinem Handy herum. Ich wollte Mags anrufen – um zu sehen, ob alles in Ordnung war, und um mich zu entschuldigen,

dass ich mich noch nicht früher zurückgemeldet hatte –, doch irgendetwas zwang mich, zunächst den Rechtsanwalt zu kontaktieren. Ich wählte die Nummer, die ich mir notiert hatte, und wartete mit einem mulmigen Gefühl im Bauch.

»Ah, Miss Jenkins. Danke, dass Sie zurückrufen. Ich war schon auf dem Sprung.«

Ich hörte, wie er es sich wieder auf seinem Stuhl bequem machte und einen Ordner auf den Tisch packte. »Ich heiße Vernon Bains und bin Mrs Van Burens Anwalt. Hat Sie schon jemand kontaktiert?«

»Nein. Worum geht es denn?« Die sanfte Trauer in seiner Stimme ignorierte ich.

»Ihre Großmutter ist heute Morgen verschieden. Tut mir leid, dass ich es bin, der Sie davon in Kenntnis setzen muss, aber Mrs Ingram hat sich noch nicht imstande gefühlt, darüber zu sprechen. Sie hat mich gebeten, Ihnen die Nachricht zu überbringen.«

Ich schloss die Augen und wandte mich von den anderen Wartenden an der Haltestelle ab, bedeckte die Augen dann mit meiner freien Hand und drückte auf meine Schläfen, bis es wehtat.

»Es wird Sie freuen zu hören, dass sie nicht leiden musste. Sie hatte über Brustschmerzen geklagt, weshalb Dot sie zum Arzt gefahren hat. Da Ihre Großmutter einen schweren Herzinfarkt erlitten hatte, rief der Arzt gleich nach einem Krankenwagen, doch sie verstarb auf dem Weg ins Krankenhaus. Dot sagte, es habe ausgesehen, als hätte sie einfach die Augen geschlossen und wäre eingeschlafen.«

Ich dachte an die Straßenbahn, die auf den Gleisen entlangfuhr, an verschiedenen Punkten der Strecke

Fahrgäste aufnahm und wieder ausspuckte. Noch dreieinhalb Minuten, dann würde sie für mich halten.

Ich räusperte mich und setzte mich aufrechter. »Vielen Dank, dass Sie mich angerufen und mir Bescheid gegeben haben, Mr Bains.«

»Nun, am Freitagnachmittag verlesen wir hier in meiner Kanzlei das Testament.«

»Und das befindet sich wo?«

»In Mobile. Gleich auf der anderen Seite der Bucht.«

3



SARA

April

An diesem Abend ging ich mit einem Glas Wein nach draußen. Die Häuser in meinem Viertel waren ehemalige Kutschenhäuser aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die man in Zweifamilienhäuser umgewandelt hatte. Sie gingen hinten auf einen kleinen, von Bougainvilleen, Duftjasmin und Palmen gesäumten Innenhof hinaus. Jemand hatte einen gusseisernen Tisch und ein Sammelsurium an Stühlen in die Mitte gestellt und auf die Art einen offenen Bereich in der üppigen Oase geschaffen. Wenn die Luftfeuchtigkeit abends nicht zweihundert Prozent betrug, versammelten sich hier Nachbarn und Freunde jeglichen Alters und von unterschiedlicher Schrulligkeit und stießen miteinander aufs Ende eines weiteren Tages an.

Nun brüteten dort Millie und Walt, das Paar, das in der anderen Hälfte meines Wohnhauses wohnte, über einem Schachbrett. Die beiden durften erst unterbrochen werden, wenn einer von ihnen – meist Millie – »Schach!« und »Matt!« rief. Ich ließ mich auf einer Bank nieder und nippte an meinem Cabernet.

Ich hatte rund vierzig Stunden Zeit, bis ich auf der I 10 Richtung Alabama aufbrechen musste. Am nächsten Tag würde ich frühmorgens Termine verlegen, Telefonate tätigen und für Allyn Notizen schreiben. Vermutlich würde er beleidigt sein, weil ich ihm nicht ohne Weiteres zutraute, meinen Job eine Woche zu übernehmen, doch ich konnte nicht anders. Dieser Laden war mein Baby, und ich verließ ihn nur ungern, selbst wenn es sich nur um ein paar Tage handelte.

Ich zog mein Handy hervor und sah nach der Uhrzeit. Acht Uhr, ideal für einen Anruf. Das Dinner war vorbei, und wenn alles so lief wie immer, räumte Bert gerade die letzten der geschrubbten Töpfe und Pfannen weg. Dot schnappte sich ihre Kreuzworträtselhefte und zog sich für den Abend mit einer großen Schüssel Popcorn auf die Veranda zurück. Und Mags hätte sich in ihren schmutzverkrusteten Gartenschuhen in den Garten aufgemacht.

Den späteren Abend hatte Mags immer dort verbracht, auf der einen Seite einer alten Holzbank. Sie gärtnernte nicht, sie las nicht, sie saß bloß da. Als Kind hatte ich versucht, ihr dabei Gesellschaft zu leisten, doch sie hatte mich stets mit den Worten verscheucht, sie müsse mit ihren Erinnerungen allein sein.

Mein Finger schwebte über der Nummer des Hideaway. Was sollte nun, da es Mags nicht mehr gab, aus dem Haus werden? Schon in meiner Kindheit war es kein richtiges Bed and Breakfast mehr gewesen.

Damals war es für mich eine Art bizarres Spielhaus gewesen, das erforscht werden musste. Als ich älter war, wurde mir bewusst, was für ungewöhnliche Wohnverhältnisse darin herrschten. Irgendwann ein-

mal mochte es ein echtes B&B gewesen sein, aber mit den Jahren hatte es sich in eine Kommune für ältere Menschen verwandelt, die einen längeren Zwischenstopp auf dem Weg zu ihrem Ruhestand in Florida einlegen wollten.

Vielleicht würden Dot und Bert ja bleiben und die Leitung übernehmen, auch wenn im Hideaway nicht mehr viel Leben stecken konnte. Früher einmal war das Gebäude eine echte Schönheit gewesen – mit viktorianischen Türmchen, verspielten weißen Giebelverzierungen und Flügeltüren, die sich zur umlaufenden Veranda öffneten –, doch im Lauf der Jahre war es mit dem Hideaway bergab gegangen. Als ich zum College aufbrach, ließen sich die abblätternde Farbe, die gelösten Ziegelsteine und die mit Glyzinien und Kopoubohne überwucherten Fliegengitter an den Fenstern nicht mehr übersehen.

Dennoch besaß das Hideaway fraglos einen ganz eigenen Charme. In irgendeinem vergessenen, staubigen Reiseführer war das Hideaway noch immer als eine »Sehenswürdigkeit von klassischem Südstaatencharme« gelistet. Jeden Sommer stolperte eine ahnungslose, von der Reise erschöpfte Familie herein und musste entsetzt feststellen, dass dieses B&B definitiv nicht das einlöste, was ihnen der Reiseführer versprochen hatte. Mags und die anderen veranstalteten ein großes Tamtam und führten die Gäste nach oben in ihre Zimmer – ganz aus dem Häuschen darüber, dass wieder richtige Gäste gekommen waren, und in der festen Überzeugung, dass damit die diesjährige »Saison« begonnen hatte.

Schon nach wenigen Tagen brachen die Gäste ihren

Urlaub ab und behaupteten, zu Hause wäre etwas passiert und sie müssten heimfahren. Doch irgendetwas an dem Haus oder seinen Bewohnern hatte sie verzaubert, denn immer entschuldigten sie sich bei ihrer Abfahrt. Es war wirklich zu komisch: Gäste, die flohen, manchmal sogar mitten in der Nacht, und Mags doch immer für ihre Gastfreundlichkeit dankten.

Abgesehen von den echten Gästen, die kamen und gingen, war das B&B immer ein Zuhause für eine wilde Mischung an Leuten gewesen, die sich vor Jahren einquartiert und nie mehr ausgecheckt hatten. Manche übernahmen Jobs im Haus, halfen im Garten oder beim Kochen, manche wohnten dort einfach. Mags Freunde Bert und Dot Ingram lebten schon seit Jahrzehnten im Haus. Major und Glory Gregg waren kurz nach ihnen eingezogen. Das Hideaway war immer ein Mischmasch aus schwabbeligen Armen, grauen Haarschöpfen, Hauskitteln und Hosenträgern gewesen.

»Guten Abend, hier ist das Hideaway.«

Beim Klang von Dots vertrauter Stimme musste ich lächeln. »Ich bin's, Sara.«

»Sara, Schatz! Auf deinen Anruf habe ich schon gewartet.« Sie legte die Hand über das Telefon und rief mit gedämpfter Stimme: »Sara ist dran!« Dann sagte sie: »Vernon muss dich anrufen haben. Ich hätte es einfach nicht über mich gebracht, es laut auszusprechen. Wie geht es dir?«

Seufzend lehnte ich den Kopf an die Lehne der Bank. »Ganz okay. Und dir?«

»Ach, weißt du, es ist einfach alles so schnell gegangen.« Ihre Stimme brach, und sie wartete kurz, bevor

sie weitersprach. »Man würde ja meinen, eine zweiundsiebzigjährige Frau hätte noch mindestens ein Jahrzehnt guten Lebens vor sich. Jedenfalls eine Frau wie Mags. Und dann ausgerechnet ihr Herz. Wo sie doch eine echte Pferdenatur hatte!«

»Hat sie irgendwas erwähnt, dass sie sich nicht wohlfühlt hätte? Hat sie über irgendwelche Schmerzen geklagt? Ich hatte ja keinen Schimmer davon.«

»Du glaubst gar nicht, wie oft ich darüber schon nachgedacht habe«, sagte Dot. »In der letzten Woche hat sie sich ein paarmal beschwert, dass sie etwas kurzatmig sei, aber dafür habe ich diese schrecklichen Zigaretten verantwortlich gemacht, die sie ab und zu paffte, wenn sie meinte, wir würden es nicht merken.«

Dot schnäuzte sich.

»Seitdem du sie Weihnachten gesehen hast, hat sie allerdings ganz schön abgebaut«, fuhr sie fort. »Sie hatte einfach nicht mehr ihr übliches Tempo drauf, ist nicht mehr auf ihrem Rad rumgedüst und ständig mit knallenden Türen ins Haus rein- und rausgeflitzt. Das hätte mir auffallen müssen.«

Mags hatte ein bisschen erschöpft geklungen, als ich das letzte Mal mit ihr gesprochen hatte, aber das hatte ich auf ihr Alter zurückgeführt. Immerhin war sie zweiundsiebzig.

»Sie muss aber schon eine Ahnung gehabt haben, dass etwas nicht stimmt, selbst wenn es uns nicht aufgefallen ist«, meinte Dot. »Letzte Woche hat sie aus heiterem Himmel gesagt, wenn sie je wirklich krank werden würde, dann hätten wir die strenge Anweisung, sie aus dem Krankenhaus zu zerren und wieder heimzubringen. Sie hat gesagt, sie würde ihre Abende

lieber in ihrem Garten verbringen statt in einem kalten, sterilen Krankenzimmer. Als wir auf dem Weg zum Arzt aus der Einfahrt fuhren, war sie noch so geistesgegenwärtig, Bert darum zu bitten, im Garten nach den Erdbeeren zu schauen, weil sie seinen Erdbeerkuchen geliebt hat.«

Am anderen Ende der Leitung hörte man das leise Rascheln eines Papiertaschentuchs.

»Man hätte das unmöglich vorhersagen können«, sagte ich genauso sehr zu mir wie zu Dot. »Trotzdem wünschte ich, ich hätte es gewusst. Vielleicht hätte ich etwas unternehmen können.«

»Wenn man drei Stunden entfernt wohnt, lässt sich nicht viel machen.«

»Ich hätte kommen und ihr helfen können.«

»Tja, darum hätte sie dich aber nie gebeten. Sie wollte auf keinen Fall der Grund sein, dass du dein Leben in New Orleans verlässt, egal für wie lange.«

»Du siehst das anders?«

Dot seufzte. »Na ja, ich meine nur, dass es hart für sie war, dich so wenig zu sehen zu bekommen, selbst wenn sie es nie gesagt hat.«

»Aber wir haben doch jede Woche miteinander telefoniert. Und ich bin nach Sweet Bay gekommen, so oft es ging. Es wäre etwas anderes gewesen, wenn ich im Laden mehr Leute gehabt hätte, die mich hätten vertreten können. Aber ich habe nur Allyn.«

»Ich weiß, ich weiß. Vermutlich hast du recht.«

Ich verscheuchte die Stimme in meinem Kopf, die fragte, ob es wirklich anders gelaufen wäre, wenn ich über mehr Personal verfügt hätte. Wäre ich öfter zu Mags gefahren? Ich wollte gern Ja sagen, war mir aber

unsicher. Mit der Zeit hatte mir die Entfernung zwischen Sweet Bay und New Orleans ganz gut in den Kram gepasst.

»Sie hat doch immer gesagt, sie habe Verständnis«, sagte ich.

»Hatte sie ja auch, klar. Sie war so stolz auf dich. Und wollte niemandem zur Last fallen, dir schon gleich gar nicht. Du kennst doch Mags. Sie hat kaum je um Hilfe gebeten und war bis zum Ende irgendwie verschlossen.«

Natürlich hätte mich Mags nicht angerufen und mich gebeten, einfach mal übers Wochenende zu kommen. So ist sie einfach nicht gestrickt – oder vielmehr: war es nicht. Sie wollte, dass ich aus eigenem Antrieb kam. Ich hatte mir nur zu viel Zeit gelassen.

»Hat ja keinen Sinn, jetzt noch darüber nachzugrübeln«, sagte Dot. »Wie hätte einer von uns das wissen können? Wir haben es für selbstverständlich gehalten, Mags immer um uns zu haben.«

Als wir unser Telefongespräch beendet hatten, saßen Millie und Walt noch immer da, blickten einander prüfend an und sannen über ihren nächsten Zug auf dem Schachbrett nach. Von Ferne konnte ich die frühabendliche Geräuschkulisse der Bourbon Street ausmachen, noch leise wie eine Hauskatze verglichen mit dem Rummel der kommenden Stunden.

»Du bist in Gedanken ja eine Million Meilen weit weg«, rief eine vertraute Stimme aus. »Was ist los?«

Bernard, ein Künstler, der auf der anderen Hofseite wohnte, ließ sich auf dem Stuhl neben mir nieder. Er öffnete den Verschluss seiner Trinkflasche und nahm einen tiefen Schluck.

»Ich beobachte bloß Millie und Walt. Seit achtundsechzig Jahren verheiratet und immer noch bis über beide Ohren verliebt.«

Ein Weilchen sahen wir ihnen schweigend zu.

»Bist du mal wieder mit dem Typen aus der Kanzlei ausgegangen?«, erkundigte sich Bernard dann.

»Ein paarmal, ja«, antwortete ich.

Auf seinem bärtigen Gesicht breitete sich langsam ein Grinsen aus.

»Was schaust du so?«

Er hob in gespielter Kapitulation die Hände. »Ich sag ja gar nichts. Kam mir nur so vor, als hätte er eine ganz schön dicke Brieftasche, dafür dass er noch so jung ist.«

Mitch arbeitete als Anwalt in einer der ältesten Kanzleien in New Orleans. Mit dreißig hatte er bereits die Partnerschaft angetragen bekommen, ein Rekord in der Kanzlei, vielleicht sogar in der ganzen Stadt. Seitdem er bei unserem ersten Date im Commander's Palace den nur besonderen Gästen vorbehaltenen Chef's Table direkt in der Küche gebucht hatte, waren wir ein paarmal miteinander ausgegangen, aber es war nichts Exklusives und definitiv nichts Ernstes – genauso wenig wie bei den meisten anderen Männern, die ich in New Orleans gedatet hatte. Und damit kam ich gut klar.

»Ob du es glaubst oder nicht, aber er ist nett. Er hat mich gebeten, morgen Abend mit ihm irgendeine Gala zu besuchen, aber das werde ich abblasen. Ich muss nämlich nach Sweet Bay fahren. Meine Großmutter ist gestorben.«

Es laut auszusprechen verlieh dem Umstand, dass

ich nun ganz ohne Familie dastand, ein Gewicht, mit dem ich nichts Rechtes anzufangen wusste.

»Oh, das tut mir leid. Habt ihr euch nahegestanden?«

Ich zögerte. »Einerseits ja, andererseits auch wieder nicht. Sie hat sich nie ganz geöffnet, auch nicht mir gegenüber.«

»Aha, daher kommt das also.«

»Was denn?«

»Du selbst bist doch auch eher verschlossen. Im Unterschied zu den meisten anderen legst du nie alle Karten auf den Tisch.«

Ich dachte einen Augenblick darüber nach. »Vielleicht waren Mags und ich uns ja ähnlicher, als ich gedacht hätte.«

»War sie denn so eine typische Grandma, die immer frisch gebackene Cookies im Haus hat und mit einem Seifenopern guckt?«

Ich lachte. »Nicht wirklich.«

»Meine hat die besten Kartoffelchips-Cookies im ganzen Butler County gemacht.«

»Kartoffelchips-Cookies?« Ich rieb mir die Augen. »Das hätte auch ein Rezept von Mags sein können. Aber nein, sie war keine typische Grandma, das ist sicher. Du glaubst gar nicht, in was für peinliche Situationen sie mich immer wieder gebracht hat.«

»Sind Großeltern nicht immer bis zu einem gewissen Grad peinlich? Und was die Kartoffelchips-Cookies angeht: Die hat keiner von uns wirklich gegessen. Wir haben sie einfach unter unsere Servietten geschoben, bis wir sie heimlich an den Hund verfüttern konnten.«

Ich grinste und dachte an die Frau, die mich, ohne

mit der Wimper zu zucken, in einem Herrenjackett und Plastik-Flipflops von der Schule abgeholt hatte. Wegen einer Glaskörpertrübung lief sie überallhin zu Fuß oder radelte dorthin. Wenn Mom und ich sie zum Friseur fuhren, rutschte ich auf meinem Sitz immer ganz nach unten. Mags war vermutlich nicht bewusst, wie demütigend ihr Auftritt für mich war, insbesondere, wenn sie ihren Hut mit dem künstlichen Vogelneest einschließlich himmelblauer Eier trug.

Aber sie war meine einzige wahre Familie. Vermutlich mein größter Fan. Und nun gab es sie nicht mehr.

Ich stand auf und drückte Bernard die Schultern. »Ich leg mich mal besser aufs Ohr. Allyn wird völlig von den Socken sein, dass er den Laden ein paar Tage ohne mich schmeißen darf. Ich muss ihm unbedingt noch eine To-do-Liste schreiben.«

In meinem Loft befand sich alles an seinem Platz: dicke Daunenkissen auf Hussensofas mit Leinenüberzug, alte Silbervasen mit frischen Blumen darin, ein paar geschmackvolle Kunstwerke. Ich hatte das Loft im selben Stil wie das Bits and Pieces eingerichtet, auch wenn ich selten lang genug zu Hause war, um die Blumen oder die bequemen, weichen Sofas zu genießen.

Während ich mich bettfertig machte, war ich in Gedanken bei Mags. Gelegentlich war sie in einem plötzlichen Anfall von Energie durchs Hideaway geschwirrt und hatte behauptet, sie habe vor, saubermachen und auszumisten. Dann stöberte sie in Kleiderschränken herum, spähte in Schreibtischschubladen, beäugte diverse Möbelstücke, als wolle sie wirklich etwas davon loswerden. Doch dazu kam es nie. Es schien so, als ertrüge sie nicht, Dinge – oder Personen –,

die ihren Weg erst mal ins Haus gefunden hatten, wieder hinauszubefördern.

Ich hingegen hasste Unordnung und Chaos, wie meine Wohnung und mein Laden bewiesen. Nicht dass ich bewusst einen völlig anderen Geschmack als den meiner früheren Umgebung entwickelt hatte, aber es war so gekommen.

Mein Blick fiel auf zwei Stühle auf der anderen Seite des Raums, die ich letztens restauriert hatte und von denen ich mich bislang noch nicht hatte trennen können. Entdeckt hatte ich sie an einem verregneten Samstag bei einer Haushaltsauflösung in einem im Verfall begriffenen Haus in der St. Charles Ave. Von der Decke tropfte Wasser in silberne Eimer, die in dem extravaganten Salon des Acht-Zimmer-Hauses aus Vorkriegszeiten diskret an mehreren Stellen aufgestellt worden waren. Stockige Seidenvorhänge verdeckten die drei Meter hohen Fenster. Ein trüber Spiegel mit Silberrahmen hing im Badezimmer des Erdgeschosses. Relikte wie diese waren es, die meine Liebe zu alten, vergessenen Dingen zunächst geweckt hatten. Gar keine Frage, dass ich die beiden französischen Stühle mit den beschädigten Sitzflächen aus Rattan mitnehmen musste. Nun standen sie in meinem Wohnzimmer, stolz und schön. Mein Laden war voll mit ähnlich geretteten und wiederhergerichteten Prachtstücken.

Vielleicht verband mich mit Mags ja mehr als gedacht. Ich hatte Jahre damit verbracht, vor ihr und dem Hideaway fast schon wegzurennen, zugleich jedoch lud ich haufenweise alte und ramponierte Gegenstände in mein Leben ein.

Ich lehnte mich aufrecht an meine Kopfkissen und

flocht meine Haare zu einem Zopf, damit sie während des Schlafens ordentlich blieben. Auf dem Nachttisch stand die Flasche mit Handlotion von Jo Malone, die ich jeden Abend einmassierte – der letzte Punkt, den ich auf meiner Liste abhaken musste, bevor ich das Licht löschen konnte. Heute jedoch hielt ich inne. Anstatt das Licht auszuschalten, öffnete ich die Schublade des kleinen Nachttisches und griff darin ganz nach hinten.

Das Foto war noch immer da, auch wenn ich es schon eine ganze Weile nicht mehr hervorgeholt hatte. Mags und meine Mutter lächelten mir von dem vergilbten Polaroidfoto entgegen, während ich, eine quirlige Elfjährige, über irgendetwas außerhalb des Kameraausschnitts lachte und offenbar einen Versuch unternahm, mich aus dem Staub zu machen. Meine Mutter hatte eine Hand auf meine Schulter gelegt, um mich wenigstens an Ort und Stelle zu halten, während das Bild geknipst wurde.

Ich konzentrierte mich auf Mags. Der allgegenwärtige Vogelnest-Hut fehlte, und ihre Haare – graumeliert, mit Schwerpunkt auf grau – lagen offen auf ihren Schultern. Es musste sich um einen Tag mit niedriger Luftfeuchtigkeit gehandelt haben, denn ihr Haar fiel in sanften Wellen anstatt in krausen Locken. Ihre Miene war gelöst, und um ihre Augen spielte ein kleines Lächeln.

Über Mags als jüngere Frau hatte ich mir nie großartig Gedanken gemacht, doch ausgehend von diesem Foto konnte ich mir vorstellen, wie sie in meinem Alter ausgesehen haben musste oder sogar noch davor. Ich hatte es schon zigmal in den Händen gehalten,

doch hatte ich nie an ihrem vierundfünfzigjährigen Gesicht vorbei zu der Person sehen können, die sie vor meiner Zeit gewesen sein mochte, oder sogar noch vor der Zeit meiner Mom. Soweit ich wusste, war sie immer dieselbe schrullige, frustrierend nachlässig gekleidete Frau gewesen, als die ich sie gekannt hatte. Aber diese Augen! Und ihr Lächeln – der eine Mundwinkel war höher gezogen, als säße ihr der Schalk im Nacken.

Ich betrachtete das Foto noch einen Augenblick, verstaute es dann wieder in der Schublade und schaltete das Licht aus. Ich spürte das Nahen des Sturms – meine Kehle brannte, und meine Augen auch. Den ganzen Tag hatte ich mich zusammengerissen, doch nun, in dem dunklen und stillen Raum, brachen alle Dämme. Tränen strömten haltlos über meine Wangen und tropften auf meine Kissen.

Während meine Brust sich zu leisen Schluchzern hob und senkte, wurde eine flüchtige Erinnerung an meine Trauer nach dem Tod meiner Eltern wach. Damals war es anders gewesen – nicht besser oder schlechter, anders einfach. Eine Zwölfjährige mit einer Großmutter und vier im selben Hause wohnenden »Großeltern« leidet völlig anders als eine Erwachsene, die weiß, dass sie nun allein auf der Welt ist, ganz egal, wie sehr sie sich eingeredet hat, dass sie eigentlich niemanden braucht.

Ich stand den Sturm bis zu seinem Ende durch. Erschöpft und zittrig holte ich wieder das Foto hervor, lehnte es gegen ein Buch auf dem Nachttisch und atmete tief durch. Das düstere gelbe Licht einer Straßenlampe vor meinem Fenster erhellte Mags Gesicht

auf dem Foto. Ich sank tiefer in die Kissen und schloss die Augen. Es beruhigte mich zu wissen, dass Mags, wo auch immer sie sich nun befand, dieses halbe Lächeln in meine Richtung schickte.

4



MAGS

Januar 1960

Ich wollte ihn verlassen, doch er kam mir zuvor. Meine gepackten Taschen standen schon oben im Wandschrank bereit, um jederzeit gehen zu können, sobald sich der richtige Augenblick ergab – doch dann entdeckte ich seine Nachricht.

Margaret, ich muss geschäftlich nach Tennessee. Werde eine Weile weg sein. Robert

Unglaublich! Als hätte ich nicht gewusst, worum es sich bei diesem »Geschäftlichen« handelte. Ignorieren, lautete der Rat meiner Mutter seit jeher. Natürlich. Sie meinte, wenn ich einfach meinen häuslichen Pflichten nachging, würde sich mein Ehemann über kurz oder lang wieder unter unserem Dach einfinden. Diesen Ratschlag hatte ich den Großteil der drei Jahre, die Robert und ich verheiratet waren, zähneknirschend beherzigt, aber jetzt ging das einfach nicht mehr. Und ich bekam nicht mal die Genugtuung, ihn zu verlassen, er war ja schon weg!

Sobald alle herausgefunden hatten, dass Robert die Stadt wieder einmal »aus geschäftlichen Gründen« ver-

lassen hatte, würden sie bestimmt denken, ich wäre verschwunden, um nicht in die peinliche Situation zu geraten, mit rotgeränderten Augen und wirrem Haar schwören zu müssen, ihm künftig die Ehefrau zu sein, die ihn zu Hause halten konnte. Dabei scherte mich das gar nicht. In dieser Stadt kannte mich sowieso niemand besonders gut.

Nachdem ich die Nachricht gelesen hatte, holte ich einen Stift aus der Küchenschublade und mixte mir mit Gin aus Roberts Geheimvorrat, den er nie sonderlich gut versteckte, einen Gin Tonic. Vermutlich wäre er nie auf die Idee gekommen, dass ich mich je an seinem Geheimvorrat bedienen würde. Ich nahm den Drink, den Stift und die Nachricht mit in unseren schmucken Garten. Mit Roberts Zettel in der Hand nippte ich nachdenklich an dem Cocktail. Als ich das Glas geleert hatte, nahm ich den Stift und schrieb: »Auf Nimmerwiedersehen!« unter seine Worte. Dann schnappte ich mir vom Grilltisch eine Schachtel mit Streichhölzern und zündete eines davon an. Ich hielt die Nachricht über das Feuer, bis sie in Flammen aufging.



Gerade wollte ich aus der Einfahrt auf die Straße fahren, als Daddy in seinem silbernen Chrysler angerast kam und wie eine Flipperkugel vor dem Haus landete. Schnaufend und mit rotem Gesicht stieg er aus dem Wagen, als wäre er die beiden Blocks von zu Hause hierhergelaufen und nicht gefahren.

»Margaret, ich bin so froh, dass ich dich noch erwische!«

Dabei hatte ich niemandem erzählt, dass ich Robert verlassen wollte.

»Ich kenne dich, Liebes«, sagte er, als hätte er meine Gedanken gehört. »Sobald Robert mir erzählt hatte, dass er verreisen muss, war mir klar, was du vorhast.«

»Du hast mit ihm gesprochen?«

»Wir hatten heute eigentlich eine Verabredung in der Bank, aber er hat angerufen und abgesagt. Seine Lüge habe ich sofort durchschaut. Hätte er geschäftlich in Tennessee zu tun, dann wüsste ich davon.«

Ich wollte etwas sagen, doch Dad kam mir zuvor. »Ich bin nicht hier, um es dir auszureden. Ich wollte dir nur das hier geben.« Er reichte mir einen Umschlag. »Für was auch immer du es brauchst.«

»Ich weiß ja nicht einmal, wohin ich fahre.«

Er nickte. »Du findest schon den passenden Ort. Und bei deiner Rückkehr wird alles wieder im Lot ein. Wirst schon sehen. Ein kleiner Tapetenwechsel wird dir guttun.«

So gut kannte er mich also doch nicht, aber ich wusste seinen Versuch zu schätzen und nahm den Umschlag in Empfang. Ich brauchte ihn nicht zu öffnen, um zu wissen, was drinsteckte. »Stimmt, wenn wir uns das nächste Mal sehen, sieht alles ganz anders aus.«

Zum einen würde ich meinen Ehering nicht mehr tragen, auch wenn ich bislang noch nicht den Mut aufgebracht hatte, ihn abzuziehen.

Daddy machte einen Schritt auf mich zu – noch immer war er zu weit weg, um mich in den Arm zu nehmen, aber doch so nahe, dass eine Berührung möglich war. Schließlich tätschelte er mir unbeholfen die

Schultern. Wir standen da, zwei Statuen voller Gefühle, doch keiner von uns war imstande, den ersten Schritt zu machen. Ich war immer mehr die Tochter meines Vaters gewesen, als ich zugeben wollte. Aber es war allemal besser, als die Tochter meiner Mutter zu sein.

Immerhin stand Daddy vor mir und machte sich Sorgen um mich. Mutter war vermutlich zu Hause und zermartete sich das Hirn, mit welcher Ausrede sie zu mir kommen könnte. Ein neues Gericht, das ich für Robert kochen sollte, da er meine Thunfischaufläufe überhatte. (»Ich wette, ein gutes, saftiges Steak Diane würde ihn früher nach Hause bringen.«) Oder vielleicht hatte sie herausgefunden, dass ich meinen Termin zur Anprobe des Kleids für den Camellia-Ball mit Mrs Trammel geschwänzt hatte, und wollte mir nun die Leviten lesen. Obwohl ich eine zweiundzwanzigjährige Erwachsene mit eigenem Heim und Ehemann war und ich meinen Anprobetermin sehr wohl allein ausmachen konnte, wenn ich einen brauchte. Was ich allerdings nicht tat.

Ich öffnete die Wagentür, warf meine Taschen auf den Rücksitz und drehte mich wieder zu Daddy um.

»Bis bald?«, fragte er.

Ich zuckte die Achseln. Lächelte.

»Was soll ich deiner Mutter erzählen?«

Ich dachte einen Augenblick nach. »Sag ihr die Wahrheit.« Mehr als seine Version der Wahrheit brauchte sie nicht.

»Auf Wiedersehen, Daddy.« Ich stieg ein. Er legte eine Hand aufs Dach und half mir beim Schließen der Tür. Sie klemmte immer, was Robert eigentlich schon

lange hatte beheben wollen. Die Tür schloss sich mit einem dumpfen Geräusch.

Endlich.

»Ich bin weg«, sagte ich laut.



Als ich die Mobile Bay erreichte, kurbelte ich meine Scheiben herunter. Warme Luft, unterlegt mit dem Geruch frisch gefangenen Fisches und feuchter Ufer, wehte mir um die Nase. Ich löste meinen Pferdeschwanz und ließ den Wind durch mein Haar fahren.

Entlang des Dammwegs standen alte Männer grüppchenweise zusammen. Jeder von ihnen hatte eine Angelrute in der Hand, deren Leine im sumpfigen Uferwasser hing. Ein Krabbenkutter, auf dem in Schnörkelschrift der Name *Miss Carolina* stand, löste sich vom Kai, während ein Deckarbeiter seitlich Netze auswarf.

Ich gab noch ein bisschen mehr Gas, auch wenn mich Robert immer mahnte, die Geschwindigkeitsbegrenzung einzuhalten. »Du musst nicht unnötig Aufmerksamkeit auf dich lenken, Margaret.«

Schon komisch, nie wollte er, dass seine *Frau* im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand.

Auf der anderen Seite der Mobile Bay fuhr ich durch die vertrauten Städte – Daphne, Montrose, Fairhope –, bis ich eine verlassene Straße erreichte, die von Pekannussbäumen und offenen Feldern gesäumt wurde. Mit Mutter hatte ich viele Male die Bay überquert, hatte mit ihr einen Einkaufsbummel gemacht oder im Central Café einen Happen gegessen. Robert und ich hat-

ten im ersten Jahr unserer Ehe ein langes Wochenende im Grand Hotel verbracht, zu einer Zeit also, als alles noch weitgehend friedlich ablief und ich meine Augen vor seinen Indiskretionen verschließen konnte. Doch abseits der Hauptverkehrs- und Durchgangsstraßen dieser ruhigen Gemeinden »jenseits der Bay« hatte ich mich noch nie befunden. Das war Neuland für mich.

Das letzte Schild, an das ich mich erinnern konnte, hatte auf Sweet Bay hingewiesen. Ich musste pinkeln (»Bitte drück dich nicht so derb aus«, hätte Mutter gesagt), weshalb ich mich allmählich nach einer Möglichkeit zum Anhalten umsah. Ein verblichenes Schild führte mich zu »The Hideaway – das bestgehütete Geheimnis des Südens«. Der Zufahrtsweg zu besagtem Zufluchtsort war lang und kurvenreich. Bäume verstellten mir den Blick, doch ich ging davon aus, dass am Ende ein Haus stand. Je näher ich kam, umso schneller schlug mein Herz.

Als ich wieder unter dem Baumkronendach hervortauchte, trat ich auf die Bremse. Ein prächtiges altes Gebäude in viktorianischem Stil, beschiene von den letzten Sonnenstrahlen, kam in Sicht. Davor stand eine alte Frau, die mit einem Strohbesen einen Orientteppich fegte und einen angriffslustigen schwarzweißen Hund anbrüllte. Der Hund spielte Fangen mit ihr, und als sie meinen Wagen hörten, drehten sich beide zu mir um.

Die Frau dirigierte mich zu einem Parkplatz unter einer großen Eiche. »Parker, vier Nächte?«, fragte sie, sobald ich die Tür aufgemacht hatte. »Ich habe mich schon gefragt, wo Sie bleiben. Dachte, Sie hätten es sich anders überlegt, ohne mir Bescheid zu geben.«